



Leseprobe

M. L. Stedman
Ein weites Leben
Roman

»Eine große mutige Geschichte, voller Tragik und Lebenskraft. Ich war vollkommen hin und weg.« *Bonnie Garmus*

Bestellen Sie mit einem Klick für 26,00 €



Seiten: 528

Erscheinungstermin: 25. März 2026

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguin.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein erzählerisches Meisterwerk.

Ein Lastwagen, drei Männer, ein Moment der Unachtsamkeit – von einer Sekunde auf die andere ist das Leben der MacBrides ein anderes. Einzig Sohn Matthew übersteht das Unglück mit schweren Beeinträchtigungen. Und doch findet er zielstrebig zurück nach Meredith Downs, zurück zu Mutter und Schwester, als das Schicksal ein zweites Mal zuschlägt. Und plötzlich steht nicht nur sein Leben auf dem Spiel, sondern seine Seele – und zwar auf eine Weise, die kaum jemand vorhersehen, geschweige denn hätte überleben können.

M.L. Stedman legt wie keine Zweite den Finger auf die ganz großen zwischenmenschlichen Konflikte – und macht aus ihnen eine überwältigende und heilsame Leseerfahrung.

Autor

M. L. Stedman

M. L. Stedman legt wie keine Zweite den Finger auf die ganz großen zwischenmenschlichen Konflikte – und macht aus ihnen eine überwältigende und heilsame Leseerfahrung. Dies bewies sie 2013 mit ihrem Debütroman. »Das Licht zwischen den Meeren« wurde in 45 Sprachen übersetzt und mit Michael Fassbender und Rachel Weisz in den Hauptrollen für Hollywood verfilmt. Mehr als ein Jahrzehnt nahm sie sich Zeit für ihren zweiten

M. L. STEDMAN
EIN WEITES LEBEN

Ihr persönliches Leseexemplar

(nicht für den Verkauf)

Erscheinungstermin: 25.03.2026

Wir freuen uns auf Ihre Meinung, die eventuell für Werbezwecke genutzt wird. Schreiben Sie uns an:
leserstimme@blanvalet.de

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem
Erscheinungstermin zu veröffentlichen.

Die Originalausgabe erscheint 2026 unter dem Titel
»A Far-flung Life« bei Doubleday, London.

Die Arbeit des Übersetzers am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Der Verlag und die Autorin behalten behält sich die Verwertung
des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke
des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © 2026 by M L Stedman
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
unter Verwendung eines Motives von mauritius images / Zoonar/
Uwe Bergwitz, Zoonar GmbH / Alamy / Alamy Stock Photos.

BL · Herstellung: CS

Satz: Satzwerk Huber, Germering

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-1005-3

www.blanvalet.de

»Mir ist nichts Menschliches fremd.«

TERENZ (ca. 185–159 v. Chr.)

»Jenseits dessen, was wir für Recht und Unrecht halten,
liegt ein weites Feld. Dort wollen wir uns treffen.«

RUMI (1207–1273 n. Chr)

Teil I

1

Westaustralien

Freitag, 10. Januar 1958

Rote Erde, so weit das Auge reicht. Die Sonne wandert über einen endlosen blauen Himmel. Unter staubgrünen Mulga-Akazien sucht eine Kragenechse nach Schatten. Ameisen bauen sich eine Behausung, die die Hitze draußen hält. Kängurus saugen Feuchtigkeit aus zarten Blättern, spitzen die Ohren, um ein fernes Grollen zu orten: Auf der schnurgeraden zinnoberroten Linie, die zwischen den spärlich gesäten Bäumen hindurchführt, nähert sich ein einsamer Pritschenwagen.

Im Führerhaus des Bedford sitzen nebeneinander die drei Männer der MacBrides. Sie sehen aus, als hätte jemand eine Matrjoschkapuppe auseinandergezogen. Phil hat sein glattes dunkles Haar und sein ovales Gesicht an Warren vererbt, seinen ältesten Sohn, und beides findet sich auch bei Matt wieder, seinem Jüngsten. Einer wie der andere – seit Generationen die immergleiche Geschichte. Sogar Tochter Rosie, das mittlere Kind, ist dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, da sind sich alle einig. Lorna, die Mutter, kommt quasi gar nicht vor. Doch die anderen MacBrides erkennt man schon von Weitem.

Warren knuffte seinen kleinen Bruder in den Arm. »Meine Güte, du redest vielleicht einen Mist!«

»Nee! Um die Welt segeln. Unbewohnte Inseln entdecken«, sagte Matt. »Das wäre toll!«

»Wenn du nicht ordentlich mit anpackst, dann zerfressen die Termiten das verdammte Boot und du gehst auf dem Meer sofort unter.« Ihr Vater schaltete herunter, damit der Pritschenwagen die nächste Steigung schaffte. Von hinten blökteten ein paar Dutzend Schafe.

Dass die MacBrides auf ihrer Schaffarm ein Boot hatten, wäre nicht der Rede wert, hätte ihr Stück Land an der knapp zehntausend Kilometer langen Küste des Bundesstaates gelegen. Aber Meredith Downs, dessen Fläche vierhunderttausend Hektar maß, lag so weit im Landesinneren, dass es stellenweise in die Wüste hineinreichte.

»Worum ging es bei der Wette noch mal?«, fragte Matt.

Die Diskussion hatte begonnen, als sie die Stelle passierten, von der aus man in der Ferne eine einsame, hoch aufragende Silhouette sah: »Montys Hütte«, das sonderbarste Gebäude weit und breit, benannt nach Phils Onkel Montgomery MacBride. Die Legende, wie es ein voll aufgetakeltes Perlenfischerboot nach Meredith Downs – einer Farm mit zwanzigtausend Schafen und einem durchschnittlichen Jahresniederschlag von zweihundert Millimetern – verschlagen hatte, war im Laufe der Zeit immer weiter ausgeschmückt worden, aber die Grundzüge waren gleich geblieben: Ein alter Kumpel von Monty hatte seine Schulden in Naturalien beglichen, woraufhin ein paar Afghanen das Boot mit ihrem Kamelgespann hertransportiert hatten. Monty träumte immer davon, einmal damit in See zu stechen, vielleicht von der Südküste des Kontinents aus, auch wenn es im eisigen Südpolarmeer gar keine Perlen gab. Das Boot hatte bereits einen Namen gehabt: *Alpha Crucis*, nach dem hellsten Stern im Kreuz des Südens. Als Monty 1915 loszog, um an der Somme seine vaterländische Pflicht zu erfüllen, versprach ihm sein Vater, auf das Boot aufzupassen. Mit dem Geld aus dem Verkauf der Schurwolle baute er rund um das Boot einen Schuppen, sorgte dafür, dass das Holz immer gut geölt war, und hielt Spinnen und Termiten fern.

Aber im Krieg bekam Monty Gas ab, und nach seiner Rückkehr war er zu kaum mehr imstande, als sich in der glühenden Hitze des Schuppens im Boot zusammenzukauern und sich vorzustellen, wie er irgendwohin segelte, wo es schöner war als hier. Als er wenig später starb, lag das Boot immer noch auf dem Trockenen, seine Träume waren Träume geblieben. Sie verstauten seine Asche zusammen mit einem Kompass und einer Flasche Bier im Bug und gelobten, das Boot eines Tages zu Wasser zu lassen, um seine Asche im Indischen Ozean zu verstreuen. Phil MacBride machte ein Ritual daraus: Er lackierte regelmäßig das Holz, ersetzte ausgefranstes Tauwerk, und an Montys Geburtstag brachte er ihm ein Bier. Phil war sonst nicht für solche Skurrilitäten zu haben, aber in dem Fall machte er eine Ausnahme. »Das ist Tradition«, sagte er schlicht, wenn er die Flasche ehrfürchtig im Bug abstellte.

Jetzt beantwortete er die Frage seines Jüngsten: »Monty war davon überzeugt, dass er auf dem Grundstück von seinem Kumpel im Norden mit einer Wünschelrute auf Wasser stößt. Der meinte, wenn er das schafft, kriegt er das Boot. Und siehe da, er ist tatsächlich auf Grundwasser gestoßen, in dreißig Fuß Tiefe, und damit war die Sache geritzt. Der Kumpel hat sein Versprechen gehalten. Hat fast ein Jahr gedauert, das Boot hierher zu schleppen.«

Der Pritschenwagen ächzte, die Sonne nahm ihn mit jeder Stunde mehr aufs Korn. Die orangefarbene Schotterstraße war von ausgetrockneten Wasserrinnen durchzogen, die von den jüngsten, für diese Jahreszeit ziemlich ungewöhnlichen Regenfällen stammten. »Wir sollten mal die Planierraupe herbringen, Warren, und versuchen, den Abschnitt auszubessern«, sagte Phil, als die Straße kurzzeitig so uneben wurde, dass die Schafe durcheinanderpurzelten. »Sag Miles Bescheid, damit er dir hilft.« Danach unterhielten sie sich darüber, wie sich Miles Beaumont aus England als Verwaltungspraktikant gemacht hatte, jetzt, da seine Zeit bei ihnen fast vorüber war.

An einigen Stellen wichen die Salzsträucher dem Spinifex, und sechs schwarze Schwäne glitten über den riesigen Salzsee mit seinem kristallweißen Ufer. In luftiger Höhe drehten sich leise die metallenen Windräder auf den Koppeln und pumpten das kostbare Grundwasser nach oben. Hier und da liefen ein paar Schafe auseinander, als sie den Pritschenwagen kommen sahen.

Engeklemmt zwischen seinem Vater und seinem Bruder, beobachtete Matt, wie ein paar Emus am Straßenrand auftauchten und kurz neben ihnen herliefen, bevor sie wieder in Deckung gingen. Blöde Viecher. Aber schnell. Schneller als die Warane – wo waren die eigentlich? Unzählige Tiere versteckten sich in den Sträuchern: Braunschlangen und Rotrückenspinnen, kleine Skinke und Abermillionen Ameisen. Außerdem Kamele, die auf eigene Faust umherstreiften, seit es keine Kameltreiber mehr gab. Bestimmt trampelte eines genau in diesem Moment irgendwo auf dem Gelände einen Zaun nieder, um an Wasser zu kommen. Aber sie waren längst nicht so schlimm wie die Dingos, die die Fallen witterten und die Nacht abwarteten, um ein paar der armen Schafe zu reißen. Und die Kängurus. Tausende verdammte Kängurus, da konnte sich ihr Jäger Pete Peachey noch so sehr ins Zeug legen.

Matt war so erschöpft, dass ihm die Augen zu fielen. Nicht nur, weil sie extrem früh losgefahren waren, sondern auch von der Aufregung über das Telegramm aus Perth gestern mit seinen hervorragenden Abschlussnoten. Nie wieder Schule! In der Nacht hatte er die meiste Zeit wach gelegen und überlegt, was er jetzt tun sollte. Warren, der eher wie zweiundvierzig aussah als wie zweiundzwanzig, würde Meredith Downs übernehmen, wenn ihr Vater in Rente ging – das stand fest. Matt musste sich daher etwas anderes ausdenken. Und genau jetzt, zwei Tage vor seinem achtzehnten Geburtstag, hatte er das Gefühl, dass ihm alles offenstand. Er konnte aufs College gehen, Ingenieur oder Wissenschaftler werden – oder Kartograf, schließlich hatte er ein Faible für Karten. Oder mithilfe

seiner Eltern eine eigene Farm kaufen. Vielleicht sogar heiraten? Irgendwann einmal. Er dachte an die hellgrünen Augen von Pattie Gosden. Seine Schwester Rose hatte ihm versichert, dass Pattie heute zu dem Treffen der Young Pastoralists in der Stadt kommen würde.

Nach stundenlanger Fahrt über ebene Schotterstraßen, während der sie mehrfach anhalten mussten, um die breiten Koppeltore zu öffnen und wieder zu schließen, erreichten sie die Grundstücksgrenze von Meredith Downs. Der Pritschenwagen mit den drei Männern und der Ladung Schafe war kaum mehr als ein lebendiges Sandkorn in der Landschaft.

Einige Jahrzehnte nachdem die Briten 1829 die Swan River Colony gegründet hatten, ließen sich die MacBrides in Westaustralien nieder. Lyle MacBride und sein Bruder Lachlan verließen die bescheidene Schaffarm ihres Vaters, nahmen zusammen mit ihren Frauen die strapaziöse Überfahrt von England auf sich, und im Laufe von zwei Generationen siedelten sich ihre Familien im ganzen Westen an, je nachdem, wo neue Flächen für die Weidewirtschaft freigegeben wurden. Im Laufe der Jahre zeigten die Karten des Kronlands, wie sie ein Grundstück nach dem anderen pachteten. Überall stand in roter Schreibschrift »MacBride«.

Ansonsten tauchte der Name in allen anderen Unterlagen auf, in denen man ihn erwarten würde: in den Geburten-, Sterbe- und Heiratsregistern sowie den Sitzungsprotokollen der Vermin Boards und Roads Boards. Auch in den Wetterberichten, die das Meteorological Office nach Perth und Melbourne schickte, fand der eine oder andere MacBride Erwähnung. Man entdeckte sie in Protokollen der Pastoralists and Cattle Breeders Association, in den Registern der Royal Agricultural Society und, und, und.

Die MacBrides besaßen das gewisse Etwas, wie es hieß: vernünftig, aber gewitzt, sorgsam, aber nicht kleinlich. Wenn es ihr Kontostand gestattete, spendeten sie für gute Zwecke, religiöse wie weltliche. Sie waren ideale Nachbarn: Bei Streitigkeiten blieben sie fair, in Notlagen packten sie mit an. Sie waren gute Landwirte, die sich stets der aktuell bewährten Methoden bedienten. Während es Lachlans Familie in den Norden zog, blieben Lyles Nachkommen auf Meredith Downs und erweiterten das Gelände schließlich auf knapp vierhunderttausend Hektar, die damals gesetzlich zulässige Höchstgrenze. Doch selbst vierhunderttausend Hektar sind kaum mehr als ein winziger Punkt auf der Landkarte des Bundesstaates Westaustralien, der mit zweieinhalb Millionen Quadratkilometern ein Drittel des gesamten Kontinents ausmacht.

Die MacBrides waren allesamt gutaussehende Männer und hatten die seltene Gabe, schicke junge Frauen aus der Stadt für das Leben im Busch zu gewinnen. Manche von ihnen brachten eine beträchtliche Mitgift in die Ehe ein, da ihre Väter Börsenmakler oder ihre Großväter Goldgräber gewesen waren, und so mangelte es auf der Farm nie an Geld, um harte Zeiten zu überstehen. Und die waren nicht gerade selten.

Das Leben im Busch ist hart. In England können von einem Hektar Weideland ein, zwei Schafe leben. Hier dagegen regnet es so selten, dass man eher sechzehn Hektar pro Schaf braucht. Es ist heiß. Die Sonne brennt. Aber in den Winternächten gefrieren die Wassertanks. Das gleißende Licht, durch das in diesen Breiten Leben entsteht, löscht es genauso teilnahmslos wieder aus und lässt bleiche Bäume und verlassene Gehöfte mit verrosteten Wellblechdächern zurück. Der Wind, der den Regen bringt, kann auch für Überschwemmungen sorgen, die ganze Scherschuppen mit sich reißen. Hier vermag dir alles, was dir guttut, auch zu schaden – so ist das nun einmal.

Dieses Land hat erstaunliche Dinge erlebt: die Evolution von Beutel- und Kloakentieren, von flugunfähigen Vögeln und flie-

genden Säugetieren. Es hat erlebt, wie Kontinente auseinanderbrechen und sich Inseln aus dem Meer erheben. Wie Ozeane zu Wüsten werden und Wüsten zu Gletschern. Und wie Menschen auf seiner unerbittlichen flachen Oberfläche ihr kurzes Leben leben.

Was die Dürren betrifft: Tja, die sind wie nervtötende Verwandte, von denen jeder weiß, dass sie früher oder später vorbeischauen werden. Die Frage ist nicht ob, sondern wann. Ein Grund mehr, warum man hier draußen derart riesige Grundstücke braucht: damit sich das Wetter verteilen kann. Es erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass zumindest ein Teil der riesigen Fläche genug Regen abbekommt, damit auf den Koppeln oder am Rand der aufgefüllten Wasserlöcher frisches Gras wächst, wohin man dann seine Tiere treiben kann. Sobald sich eine Dürre ankündigt, reduziert man schnellstens den Viehbestand, entlässt einen Teil der Arbeiter und wartet ab, bis die unheimliche Stille vorbeigeht. Die Stille, wenn kein Schaf mehr blökt, kein Vogel fliegt und kein Blatt im Wind raschelt, weil es kein Laub mehr gibt.

An jenem Tag im Januar 1958, als sich Phil mit Warren gerade über reparaturbedürftige Zäune unterhielt und Matt in Tagträumen von seiner Zukunft und Pattie Gosden versunken war, änderte sich mit einem Schlag das Leben der Familie MacBride. Gegen das, was ihnen bevorstand, wäre eine Dürre ein Kinderspiel gewesen.

Mit sieben Jahren hatte Phil MacBride Autofahren gelernt – sobald er mit den Füßen an die Pedale gekommen war. Ungefähr im selben Alter hatte er später auch seine Söhne erstmals hinters Steuer gesetzt. Eine der wichtigsten Regeln, die er ihnen eingeprichtert hatte, lautete: Niemals einem Känguru ausweichen! Man weiß nie, in welche Richtung es springt. Besser ein kaputter Kühler, als ins Schleudern zu geraten und sich zu überschlagen.

Vielleicht lag es an dem Hitzeflimmern, dass Matts Vater für den Bruchteil einer Sekunde glaubte, die eins achtzig große, aufrechte Gestalt direkt vor ihm auf der Straße sei kein Riesenkänguru-bock, sondern ein Mensch. Bis Phils Füße die Bremse durchtraten, hatte ihm sein Kopf längst signalisiert, dass er sich getäuscht hatte, aber da schlitterte der Pritschenwagen bereits über den tückischen Schotter am Fahrbahnrand, und dann war unten plötzlich oben. Die Wucht des Aufpralls verbog das Metall, schleuderte einen von Phils Söhnen durch die Windschutzscheibe und spießte den anderen auf dem Schalthebel auf.

Mit letzter Kraft zerrte Phil Warren aus dem Führerhaus und schleifte ihn fort. Er entdeckte Matt, der mit blutendem Kopf und von sich gestreckten Gliedmaßen ein Stück vom Bedford entfernt auf der Erde lag. Dann sah er nichts mehr.

Benzindämpfe überlagerten den Duft der Salzsträucher, und das Knarren des nahen Windrads verklang unter dem verzweifelten Blöken der Schafe, während die Räder des Wagens durchdrehten und den Sprit in der Luft verteilten. Es dauerte nur wenige Minuten, bis sich die Dämpfe in der Hitze entzündeten und den Wagen in ein orangerotes Flammenmeer hüllten. Der schwarze Rauch der brennenden Reifen stieg als Säule in den grenzenlosen, leeren Himmel.

Die Männer der MacBrides lagen nebeneinander am staubigen Straßenrand. Einer wie der andere. Bald floss das Blut, das aus ihren Wunden quoll, zu einer einzigen dunkelroten Pfütze zusammen.

2

Als Sneaky Snook mit seinem Postauto nahe der Grundstücks-grenze von Meredith Downs auf den brennenden Wagen stieß, lagen die Schafe verstreut am Straßenrand und am Zaun, einige blökt-en benommen vor sich hin. Wer sich der Unfallstelle näherte, hätte glauben mögen, er sei auf ein grausiges Barbecue gestoßen. Ein Dutzend Hammel war noch hinter den Gitterstäben auf der Lade-fläche eingesperrt. Ihre Wolle war versengt, sie brannten langsam vor sich hin: verzweifelte Opferlämmer, die jedoch so köstlich duf-teten wie ein Kotelett frisch vom Grill. Insofern war schwer zu sa-gen, ob Lightning, der Hund des Postboten, vor Bestürzung bellte oder einfach nur, weil er Appetit bekam.

Zum Glück war die Straße für diese Gegend recht stark befah-ren – normalerweise kam hier mindestens einmal am Tag ein Auto vorbei. Diesmal dauerte es weniger als eine Stunde, bis Sneaky, den der Rauch auf den Plan gerufen hatte, die drei fand. Warren blutete, war aber bei Bewusstsein. Auf einen Ellbogen gestützt, befahl er Sneaky, die Schafe zurückzuholen, und fluchte laut, als dieser ihm aufhelfen wollte. Matt lag neben seinem Vater auf dem Kies, und Sneaky dachte gleich, dass er tot war. Regungslos wie ein Stein lag er da, sein Bein war aufgeschlitzt, die Ohren waren blutverkrustet. Also konzentrierte sich der Postbote auf denjenigen, der noch re-den konnte. Schließlich muss man das Leben retten, das noch zu retten ist. Später stellte sich heraus, dass Warrens Leber die ganze Zeit blutete. Er fluchte vor sich hin, bis er ohnmächtig wurde. Die drei Männer lagen gerade weit genug vom Pritschenwagen ent-fernt, dass sie nicht verbrannten waren. »Wenigstens haben wir die

beiden Leichen«, sollte Lorna später sagen. »Wenigstens können wir sie begraben.«

Der Postbote keuchte in der Hitze, als er Warren in die Fahrerkabine seines Pritschenwagens schob. Dann schleifte er Phils toten Körper zum Wagen und stieß ein lautes Grunzen aus, als er ihn auf die Ladefläche hievte. Zurück an der Unfallstelle, stand Lightning, der edelmütig auf einen Bissen Hammel zum Lunch verzichtet hatte, über Matts Brust und knurrte.

»Weg mit dir!«

Der Hund ignorierte ihn und leckte dem Jungen über das Gesicht. Ein Augenlid zuckte.

»Verflixt noch eins, Lightning!« Sneaky bückte sich, um den Leichnam näher zu untersuchen. Als er einen schwachen Puls fühlte, wandte er sich zu dem Hund um. »Kluger Bursche.« Zu Matt sagte er: »Halt durch, Kleiner. Bleib schön bei mir.« Er schob einige Pakete, Postsäcke und Holzkisten mit Lebensmitteln beiseite, um neben dem Vater Platz zu schaffen. »Pass gut auf ihn auf, Kumpel«, sagte er und griff seinem Hund an die Schnauze. »Gib Laut, wenn es ihm schlechter geht.« Damit setzte er sich wieder hinters Lenkrad, um wie der Teufel die gut dreißig Kilometer zur nächsten Raststätte zu rasen, wo es ein Tretkurbel-Funkgerät, Verbandszeug und eine Landepiste für den Flying Doctor gab.

Dr. Finbar Rafferty kannte die MacBrides schon seit Jahren. Normalerweise brachte den Iren nichts so leicht aus der Ruhe, aber bei dem Anblick, der sich ihm bot, nachdem er aus dem Flugzeug gestiegen war, zuckte er unwillkürlich zusammen. »Heilige Muttergottes!«

Dann rieb er sich das Gesicht, um sich zu sammeln, und von da an nahm er die kläglichen Gestalten vor sich nicht mehr als alte Bekannte wahr, sondern nur noch als Patienten. Einen nach dem anderen befolgte er die klinischen Schritte, die seine Gedanken auf sichereres Terrain leiteten.

An dem Vormittag, als Leben und Tod um das Schicksal ihrer Männer feilschten, stand Lorna MacBride in der Küche und bereitete mit der ihr eigenen forschen Effizienz für den bevorstehenden Geburtstag ihres Jüngsten einen Obstkuchen zu.

Die geräumige Küche war das Herz des alten steinernen Farmhauses, das wiederum das Herz von Meredith Downs war. In der makellos aufgeräumten Speisekammer, die Lorna generalstabsmäßig bestückt hielt, lagerten genügend Vorräte, um die Familie monatelang satt zu machen, sollte sie einmal wegen Bränden oder Wirbelstürmen von der Außenwelt abgeschnitten sein. Die Regale waren voll mit Konserven, Eingemachtem, Dosenobst, Zwieback, Jutesäcken mit Reis und Mehl sowie riesigen Büchsen mit Milchpulver.

Die Küche hatte schon mehrere Generationen von MacBrides versorgt, ehe sie vor Sonnenaufgang aufbrachen, um Schafe einzutreiben, oder verstaubt und verdreckt heimkehrten, nachdem sie einen Zaun errichtet oder ein Brunnenbohrloch repariert hatten. An dem langen Esstisch aus Eukalyptusholz servierte sie Nachbarn, die beim Bau eines Windrads halfen oder an einem Kicket-Match teilnahmen, ein herhaftes Mittagessen und verköstigte Besucher, die auf dem Weg nach oder von Perth vorbeischauten. Hier feierte man siegreiche Sportler, hier bejammerte man Überschwemmungen und Dürren.

An diesem Vormittag erfüllte der Duft von Brot, das Lorna in dem riesigen Holzofen gebacken hatte, den Raum. Der Strom auf der Farm kam von einem Zweiunddreißig-Volt-Generator, dank dem sie abends für ein paar Stunden elektrisches Licht hatten. So schwach der Schein der Glühlampen auch war: Lorna war nach wie vor heilfroh, dass sie nur noch einen Schalter betätigen musste, um Licht zu machen, statt wie früher mühsam Öllampen nachzufüllen und Dochte zu kürzen.

Wie so viele Farmen in dieser Gegend hatte auch die der MacBrides kein Telefon. Stattdessen stand neben dem Kühlregal, das schon auf die glühend heißen Backformen wartete, das Ped-Set, ein Funkgerät mit Tretkurbel, die einzige Verbindung der MacBrides zur Außenwelt.

Trotzdem erfuhr Lorna von dem Unfall nicht über Funk, sondern durch ein Pochen an der Haustür. Eben noch hatte sie Matts Kuchen in den Ofen geschoben, und nun geleiteten sie zwei Polizisten aus dem knapp einhundert Kilometer entfernten Wandering Creek, die Hüte in den Händen, durchs Haus zu ihrem eigenen Esstisch und bestanden darauf, dass sie sich setzte, bevor sie ihr die Nachricht überbrachten.

Die Worte perlten an ihr ab wie Regen von fettigem Vlies, ihre Bedeutung drang kaum zu ihr durch. Als sie endlich begriff, schoss ihr eine merkwürdige Erkenntnis durch den Kopf: Ihre Familie, die Welt, ja, die Realität selbst war zerstört, und doch standen auf den Regalbrettern noch immer alle Tassen, statt herunterzufallen und zu zerschellen. Unbeweglich und unbeeindruckt davon, dass Sergeant Wisheart zwei von ihnen herunternahm, für sie und ihre Tochter Rose Tee kochte und je drei Stück Zucker hineingab. Das Mädchen, das noch vor wenigen Augenblicken aufgereggt von ihrer morgendlichen Fahrt mit Miles zur alten Mine auf ihrem Grundstück erzählt hatte, stand nun sprachlos da, totenbleich vor Schreck.

Die Männer tot. Der Satz hallte in Lornas Kopf nach, als sie einen mehlbestäubten Finger durch den Henkel der Tasse schob, sich aber nicht mehr daran erinnern konnte, wie das ging, eine Tasse hochzuheben.

Der Unfall, der zwei MacBrides das Leben kostete, war kein allzu außergewöhnliches Ereignis. Alles, was man im australischen

Busch so wahrnimmt, verströmt eine Ahnung des Todes: der verdorrte Baum, der zu einem verdrehten Gebilde versteinert ist, die Hörner der Schafböcke, die im Staub verwittern, der Insektenschwarm, der als Schneewehe aus Flügeln und Beinen gegen das Fliegengitter eines Farmhausfensters prallt. In dieser Landschaft glitzert der Tod wie Quarzsand.

Jedes Jahr stirbt irgendjemand, den du kennst, weil er vom Pferd stürzt, mit dem Auto von der Straße abkommt oder von einer Schlange gebissen wird und niemand in der Nähe ist, der Hilfe leisten kann. Auch Minenschächte sind gängige Orte, um abzuleben. Abgesehen von den Bergleuten, die ein gerissenes Stahlseil erwischt oder deren Kopf zerquetscht wird, weil der Kollege an der Maschine geistesabwesend die Schalthebel verwechselt hat, gibt es viele Menschen, die in dieser überwiegend flachen Landschaft ohne hohe Gebäude verzweifelt nach einer Stelle suchen, von der sie hinabspringen können. Die Bergwerksschächte kommen da gerade recht, besonders wenn die Leute zu tief ins Glas geschaut haben oder sitzen gelassen wurden. Manch ein stillgelegter Schacht behält so ein Geheimnis mehrere Monate oder sogar jahrelang für sich.

Deshalb überlebst du hier draußen nicht ohne das unsichtbare Netzwerk, das sich wie Adern in einem Körper über die Farmen und Städte erstreckt und den Opfern solcher Schicksalsschläge überlebenswichtige Unterstützung bietet. Nach dem Funkspruch an den Flying Doctor verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer über den Kurzwellenfunk, für den es einen genauen Zeitplan gab, wann welche Farm die Frequenz des Arztes nutzen durfte. Jeder wusste, an welchem Punkt des Jahresplans Meredith Downs gerade war, was das Ablammen, Eintreiben und Scheren betraf. Ebenso wusste jeder, wäre er in der gleichen misslichen Lage, würde er auch auf die Hilfe seiner Nachbarn setzen. Wenigstens war Januar, der ruhigste Monat des Jahres, in dem fast alle die Füße still

hielten und darauf warteten, dass die lärmende Hitze das Interesse verlor und weiterzog.

Rose hatte darauf bestanden, direkt zur Klinik in Perth zu fahren, in die sie Matt brachten, auch wenn sie mehrere hundert Kilometer entfernt war. »Jemand muss da sein, wenn er aufwacht. Oder falls ...« Die beiden Frauen sahen einander schweigend über den Tisch hinweg an. Lorna wusste, dass Rose recht hatte, auch wenn sie den Gedanken kaum ertragen konnte, sich von ihrem letzten gesunden Kind zu verabschieden. Sie selbst würde sich auf den Weg machen, sobald auf der Farm alles geregelt war.

Maudie Knapp von der achtzig Kilometer nördlich gelegenen Farm Deep Springs kam als Erste vorbei, nachdem sie über Funk davon gehört hatte. Sie hatte einen eilig gepackten Koffer, eine große Dose ihrer berühmten Butterkekse und den Eintopf dabei, den sie auf dem Herd stehen hatte, als die Nachricht hereingekommen war.

»Ach, Lorna!« Der Anblick ihrer guten Freundin, die sich kaum auf den Beinen halten konnte und sie mit ihren grauen Augen ausdruckslos ansah, verschlug ihr einen Moment lang die Sprache. Sie atmete tief durch. »Okay. Ich bin da, Liebes. Und Charlie ist auf dem Weg. Bob Sowerby und ein paar seiner Männer von Maundy Creek nebenan sind auch schon im Anmarsch. Sag uns einfach, auf welchen Koppeln die Tiere stehen und was die Arbeiter machen sollen.« Sie öffnete und schloss mehrere Schränke, bis sie fand, was sie suchte. »Hier, trink einen Brandy.«

Hätte man Lorna MacBride hinterher gefragt, wie nach diesem schrecklichen Ereignis die Zeit vergangen war, sie hätte es nicht gewusst. Am ersten Tag war sie nur damit beschäftigt, einen Atemzug nach dem anderen zu tun, als würde sie vergessen, Luft zu holen, wenn sie sich nicht aktiv darauf konzentrierte.

Immer wieder ertappte sie sich dabei, wie sie über die Beerdigungen nachdachte. Das Bestattungsinstitut konnte ein paar Tage

warten, aber dort hatten sie keinen Kühllaum, und die Leichenhalle des Wanderrie Creek Hospital beherbergte »Gäste« nur begrenzt. Oder brachte es Unglück, schon jetzt die Beerdigungen zu planen, wo sie noch gar nicht wusste, ob es zwei oder drei sein würden?

Maudie unterbrach ihre Gedanken, als sie in sanftem Ton sagte: »Ich weiß ja, du willst nach Perth zu Matt.«

»Matty, ja, natürlich.« Doch in eben diesem Moment konnte sich Lorna beim besten Willen nicht daran erinnern, ob ausgerechnet dieses Kind nun tot oder lebendig war. Sie wusste ... ja, sie wusste, dass ihre Rosie überlebt hatte. Aber wer von den Jungen?

3

Die schlanke Frau mit dem grauen Haar und den zitternden Händen, die den Brandy entgegennahm, war kaum wiederzuerkennen, fand ihre alte Freundin. Sie wirkte, als wäre auch sie unter einen Laster geraten. Als Charlie Knapp, Maudies Ehemann, das Haus betrat, brauchte er ebenfalls einen Moment, bis ihm klar war, wen er da vor sich hatte. Ihre sonst so rosigen Wangen wirkten wässern, die Schultern hingen herab, ihre sonst so warme, klare Stimme kaum mehr als ein schüchternes Flüstern.

Und doch war sie immer noch Lorna MacBride, die Tochter eines Börsenmaklers aus Adelaide, die 1933 in Perth auf dem Shell Ball Phil kennengelernt hatte, in den sie von Anfang an ganz verNarrt war. Jene Lorna, die, mit jeder Menge Humor und gesundem Menschenverstand ausgestattet, nach Meredith Downs gekommen war, beflügelt von der Gewissheit, dass sie die Liebe ihres Lebens geheiratet hatte. Sie hatte auf der Farm schnell Wurzeln geschlagen und sich in der Gegend so gut integriert, dass sie schon bald alle im Umkreis von hunderten Kilometern kannten und bewunderten.

Lorna konnte einen Generator reparieren und ein Auto aus dem Sumpf ziehen. Sie buk die beste Biskuittorte, die die Mitglieder der Country Women's Association je probiert hatten, und wenn sich alljährlich herumsprach, dass sie wieder ihr Tomatenchutney abgefüllt hatte, kamen ständig irgendwelche Leute »rein zufällig« vorbei, um ein Glas zu ergattern.

Manche Farmen schickten ihre Frauen den Sommer über nach Perth. In Vororten wie Peppermint Grove standen Häuser aus kühlem Kalkstein, in denen geschminkte Damen mit blaustichi-

gen Dauerwellen vorübergehend ein Zuhause fanden und sich mit Tennis und Bridge die Zeit vertrieben, bis die Hitze so weit nachließ, dass sie ins Landesinnere oder in den Norden zurückkehren konnten. Unterdessen hatten Frauen wie Lorna MacBride und Maudie Knapp, die zu Hause geblieben waren, größere und kleinere Entbehrungen zu ertragen. Manchmal konnten sie sich wochenlang nicht die Haare waschen, weil es entweder zu wenig Wasser gab oder es so kalkhaltig war, dass ihnen die Haare hinterher vom Kopf abstanden wie bei einer Vogelscheuche. Sie klagten darüber, wie schwierig es war, Lebensmittel in einem nach Rauch riechenden petroleumbetriebenen Kühlschrank frisch zu halten, der die meiste Zeit innen wie außen mit einem schmierigen Film bedeckt war oder, schlimmer noch, Feuer fing. Frauen wie die beiden griffen selbst zum Gewehr, wenn sich mal wieder eine Schlange in ihre Küche verirrt hatte, und machten anschließend einen Strich auf der Schiefertafel, um am Ende des Jahres nachzusehen, ob sie diesmal mehr von den Biestern erlegt hatten als im Vorjahr. Sie kochten und putzten, versorgten Wunden und paukten mit den Kindern, was auf dem Lehrplan der Fernschule stand, bei Temperaturen, die einem den Atem nahmen. Sie rupften Hühner, nahmen sie aus und flämmten die Borsten von der Schwarte des Schweins, das ihre Kinder als Haustier aufgezogen und ihr Mann im Schlachthaus getötet hatte. Und sie trösteten ebenjenen Mann, wenn die Bank mit Zwangsvollstreckung drohte, der Regen ausblieb oder die Regierung irgendeine neue Abgabe ankündigte, die ihnen das Geschäft kaputtzumachen drohte.

All diese Talente und Fertigkeiten gaben sie an ihre Töchter weiter.

Im Fall von Lorna MacBride war das Rose, die zweite Person, die in der Küche bei dem süßen Tee, den Sergeant Wisheart zubereitet hatte, die schrecklichen Neuigkeiten erfuhr.

Rose war zwar keine Schönheit wie ihre Mutter, aber sie hatte ein gewinnendes Lächeln und wirkte ebenso gesund wie vital. Mit ihrem stämmigen Körperbau und ihrer Entschlossenheit war sie für ein Leben auf der Farm wie geschaffen. Sie konnte mit bloßen Händen einen Schafbock niederringen, und einen platten Reifen wechselte sie genauso mühelos wie ihre Brüder. Rose hatte weder Warrens Übermut noch Matts lockeren Charme, aber sie war flink, ausdauernd und immer fair. Wie selbstverständlich ging jeder davon aus, dass sie später einmal einen anständigen Kerl mit einem ordentlichen Betrieb heiraten und unter einem anderen Namen eine eigene Familie gründen würde.

»Schon komisch«, sagte Lorna. »Du ziehst sie alle gleich auf. Du hast sie alle gleich lieb. Und trotzdem ist jedes Kind einzigartig.«

Lorna ahnte als Erste, dass eine schöne Hochzeit und ein geruhiges Dasein als Frau und Mutter vielleicht nicht das Richtige für ihre Tochter wären. Ebenso bemerkte sie, dass Rose von klein auf gelegentlich mit der Wahrheit auf Kriegsfuß stand. Da es für Lorna MacBride nur schwarz oder weiß, richtig oder falsch gab, hatte sie nur wenig Verständnis dafür, wenn Rose manchmal über ein Ereignis berichtete und sich später herausstellte, dass es in Wirklichkeit ganz anders gewesen war.

Wenn Warren als Kind einen Becher fallen ließ oder ihm ein Ball durch eine Fensterscheibe flog, übernahm er stets voller Stolz die Verantwortung dafür. »So machen Jungs das. Man nimmt seine Strafe an wie ein Mann«, hatte Phil zu ihm gesagt. Dann erhielt er seine Tracht Prügel, oder sie schlossen für eine Woche sein Gewehr weg, und das Leben ging weiter. Matthew war damals noch zu klein, um irgendetwas anzustellen, das man Unfug hätte nennen können. Er liebte seine älteren Geschwister über alles und war oft ihr nichts ahnender Handlanger, etwa wenn er für Warren etwas stibitzte oder stillsitzen musste, während ihn die knapp drei Jahre ältere Rose als Prinzessin verkleidete. Wenn sie selbst etwas ka-

puttgemacht oder verloren hatte, sagte sie meistens, es sei »Bubbas Schuld«, um rasch hinzuzufügen: »Aber er ist ja noch so klein. Er kann nichts dafür.« Lorna ließ es dann immer auf sich beruhen. Bis sie eines Tages einen ihrer wenigen Hüte fand, einen Glockenhut mit Schleier, völlig verdreckt und der Stoff eingerissen. Der Hut lag normalerweise ganz oben im Wäscheschrank, Lorna selbst kam nur auf Zehenspitzen ran. Manchmal hatte sie Warren und Rose dabei erwischt, wie sie wie zwei Äffchen die Regale hochkletterten und sich in den Schrank hockten, während Matty ihnen frustriert und bewundernd zugleich zusah.

Phil hatte ihr den Hut auf der Hochzeitsreise gekauft. Im Laden hatte er ihn ihr einfach aufgesetzt und einen anerkennenden Pfiff ausgestoßen. »Wie heißt es so schön? ›Es gibt nichts Hübscheres als eine Frau, die geliebt wird.‹« Das war das Romantischste, was er je zu ihr gesagt hatte. Von da an war der Hut für sie ein Talisman, der sie an seine Worte und an die damalige Zeit erinnerte.

Mit den Kindern änderten sich die Dinge natürlich. Dann kam der Krieg. 1942 wurde Phils Bataillon nach Nordafrika verlegt, und als Lorna den beschädigten Hut entdeckte, zerbrach etwas in ihr. Sie versuchte gar nicht erst, ihren Zorn zu verbergen, als sie in die Stube marschierte, wo die Kinder spielten. Sie hielt das Objekt ihres Unmuts hoch. »Hat irgendjemand hierzu etwas zu sagen?«

»Mama, Hut«, quietschte Matt.

Durchsuch mich doch!, besagte Warrens Gesichtsausdruck, während Rose putterrot anlief und ihr Blick von einem Bruder zum anderen huschte.

»Rosie?«, fragte Lorna.

»Das ist ein Hut. *Dein* Hut.«

»Hast du eine Ahnung, wie der so schmutzig geworden ist?«

Hochkonzentriert inspizierte Rose ein Bauteil aus ihrem Mecano-Metallbaukasten.

»Na?«

»Ich glaube, Warre...« Sie sah, wie Lornas Augenbrauen in die Höhe schlossen. »Bubba, meine ich. Ich glaube, Bubba war's.«

Die Lüge war dreist, aber im Brushton der Überzeugung ausgesprochen, weshalb Lorna sich zusammenreißen musste, um nicht loszulachen. »Geh auf dein Zimmer und denk noch mal darüber nach. Dann komm zurück, und sag mir, ob das wirklich stimmt. Ich werde dir nicht böse sein. Aber ich will, dass du mir die Wahrheit sagst.«

Lorna erwähnte diesen Vorfall in einem ihrer Briefe an Phil. Als sie eines späten Abends in der Küche saß und seine Antwort las, hörte sie ihn fast lachen. »Sie ist ganz schön schlagfertig, das muss ich ihr lassen.« Er hatte noch hinzugefügt: »Das verwächst sich.«

Lorna lächelte, machte sie sich aber dennoch Sorgen, dass es sich bei Rose womöglich nicht verwachsen würde. Sie wünschte sich so sehr, dass Phil bei ihr wäre, um über den Tisch hinweg ihre Hand zu halten. Sie sprach ein stilles Gebet, dass ihm nichts passieren möge, und dankte dem Herrn, dass sie Phil in dieser großen, weiten Welt über den Weg gelaufen war.

4

Mit dem Auftauchen der europäischen Siedler, die sich vorgenommen hatten, ausreichend Wasser an die Erdoberfläche zu pumpen, um ihr Vieh zu versorgen, war die Zahl der Kängurus hier draußen sprunghaft angestiegen. Mit Vorliebe fraßen sie die jungen Gräser und Triebe, die für die Schafe und Rinder vorgesehen waren, und tranken deren Wasser, das aus den Bohrlöchern sprudelte oder hinter den Staudämmen und in den Trögen einladend schimmerte. Das hatte zur Folge, dass die Leute von der Jagd auf Kängurus ganz gut leben konnten, indem sie von einem Grundstück zum nächsten zogen und nach Absprache mit den Grundbesitzern Kängurus schossen. Die Felle verkauften sie dann und manchmal auch das Fleisch als Tierfutter, je nach Markt- und Wetterlage. Manche Ländereien waren so groß, dass ein Kängurujäger dort das ganze Jahr über zu tun hatte.

Pete Peachey, der Kängurujäger auf Meredith Downs, war ein schlaksiger Kerl, der sein schüttiges Haar mit Öl nach hinten kämmte. Mit einem einzigen scharfen Blick erfassten seine grauen Augen ihr Gegenüber, den Horizont und alles dazwischen – einem Blick, der zu durchdringen schien, was auch immer er ins Visier nahm. Sein Gesicht war von der Sonne so tief gebräunt, dass es an die Kängurufelle erinnerte, die er ständig bei sich trug. Er kam und ging wie ein Komet. Niemand wusste, wo er war oder was er tat, sobald er das Grundstück verließ. Einmal im Jahr tauchte er beim Bezirksausschuss für Schädlingsbekämpfung auf, und bei der Gelegenheit stattete er auch dem örtlichen Polizeirevier einen Besuch ab, um für zwei Pfund seinen Jagdschein für ein weiteres Jahr zu verlängern.

Peachey schwieg wie ein Grab. Nur zwei Dinge über ihn waren allgemein bekannt: dass er erstens ein hervorragender Schütze war, dem man nur einen Monat nach seiner Rekrutierung die begehrte King's Medal verliehen hatte. Ein umso bemerkenswerterer Umstand, da man ihn als geborenen Linkshänder als Kind auf Rechts-händer umerzogen hatte und er deshalb heute beidhändig schoss, und zwar links wie rechts gleich tödlich. Und zweites, dass er in japanischer Kriegsgefangenschaft gewesen war. Für die Zeit danach wiesen die Informationen einige Lücken auf.

Peachey erwähnte nie, ob er eine Familie hatte. Die Leute fanden es unhöflich, ihn direkt danach zu fragen, also verbreiteten sich die Gerüchte wie Grassamen im Wind, bis niemand mehr so recht wusste, was stimmte und was nicht.

Trotz seines Berufs achtete er, sofern er Zugang zu Wasser hatte, penibel auf Reinlichkeit und war dank seines Rasiermessers meistens glattrasiert. Trat er abends seinen Dienst an, so war sein Haar stets akkurat gebürstet, doch bei Feierabend war es voller Blut, das ihm zudem an den Kleidern klebte und das Wasser rot färbte, wenn er in einen Bach stieg. Während eines Wirbelsturms, der die Straßen unpassierbar machte, hatte er sein Lager einst in der Nähe des Haupthauses aufgeschlagen und in seinem mobilen Ofen einen Ingwerkuchen gebacken. Lorna hatte zugeben müssen, dass er leckerer war als ihr eigener. Pete Peachey steckte voller Überraschungen.

Eines Abends im Jahr 1947, mehr als zehn Jahre vor dem Unfall und etwa ein Jahr nachdem er den Job auf Meredith Downs übernommen hatte, lag der Kängurujäger auf einer Plane vor seinem Zelt. Seine Knie ragten empor wie zwei dürre Bergspitzen. Durch sein Fernglas betrachtete er den zunehmenden Dreiviertelmond, dessen

aschgraue Krater deutlich zu erkennen waren. Die ruhige Herbstnacht war zu kühl für Schnaken und Sandmücken. »Sonnenklar, Kumpel«, sagte er, und dann in die Stille hinein: »Oh.« Er hatte sich immer noch nicht daran gewöhnt, dass sein Jagdhund nicht mehr da war. Das Tier war ein paar Tage zuvor an einem Strychnin-Köder verendet.

Als er vertrocknetes Gras knistern hörte, drehte er sich um, tauschte sein Fernglas blitzschnell gegen sein Gewehr und suchte die vom Lagerfeuer erleuchtete Umgebung ab, bis der Lauf auf zwei dünne Beine gerichtet war, zu denen sich ein kindlicher Oberkörper und ein Kopf mit langem, ungekämmtem Haar gesellten.

»Rosie?«, rief Pete und ließ die Büchse sinken. »Was zum Teufel ...?«

»Was haben Sie sich angeguckt?«, fragte das kleine Mädchen.

»Verflixt, wie bist du denn hierhergekommen? Wo sind deine Mum und dein Dad?«

Sie schlurfte auf ihn zu, wobei ihr die Leinentasche von der Schulter rutschte. »Warren ist ein Blödian. Er hat mir das Handgelenk verdreht und gesagt, wenn ich groß bin, muss ich von hier weg, also kann ich genauso gut jetzt schon gehen.« Sie verzog den Mund. »Er hat mich erwischt, als ich mit seinen Meccano-Sachen gespielt hab.«

»Hat er dir wehgetan?«

»Nee.« Mit ihrer kleinen Hand schob sie sich die dicken Haare aus den Augen. »Dafür habe ich seine Sydney Harbour Bridge von Meccano kaputtgemacht. Weiß er noch gar nicht.« Sie verschränkte die Arme. »Ich geh nicht mehr nach Hause.«

»Komm her. Lass dich mal anschauen.« Pete drehte sie im Lichtschein hin und her. Nichts, was eine Haarbürste und ein Wannenbad nicht beheben konnten. »Setz dich ans Feuer.« Er zog eine umgedrehte Holzkiste heran, holte eine kratzige graue Decke und legte sie ihr um die Schultern.

Erneut fragte er sie, wie sie hierhergekommen war, aber sie schürzte nur die Lippen.

Er stellte den Blechkessel auf das Feuer. »Sag mal, wie alt bist du noch mal?«

»Zehn. Also fast.«

Peachey nickte mit ernster Miene. »Warren ist dir also dumm gekommen.«

»Ja.«

»Und da wolltest du es ihm heimzahlen.«

Das Mädchen zuckte lässig mit den Schultern, aber ihr Kinn zitterte ganz leicht.

»In Ordnung.« Er goss Tee in einen Zinnbecher und rührte für sie ein wenig Zucker hinein. »Wir sind hier ein ganzes Stück vom Haus weg. Wie lange bist du denn gelaufen?«

Sie sah ihn an, als wäre er nicht ganz bei Trost. »Ich bin doch mit Ihnen hergekommen«, sagte sie und zeigte auf den leeren Anhänger, dessen Plane nicht ganz geschlossen war. »Ich bin da rein geklettert. Als Sie angehalten und das Tor am Haus aufgemacht haben.«

»Ach so.« Pete atmete aus und stemmte die Hände in die Hüften. »Und wo willst du jetzt hin?«

»Wanderrie Creek?« Rose steckte ihre rosa Zungenspitze in die süße Flüssigkeit. »Hauptsache, weit weg von Warren.«

»Klar«, sagte Pete, schnappte sich ebenfalls eine Kiste, setzte sich neben sie und trank seinen Tee. »Weiß jemand, dass du ausgerissen bist?«

Sie zog einen Flunsch und schüttelte den Kopf.

»Verstehe.«

Das Mädchen streckte eine Hand aus, die Innenseite nach oben.

»Was ist? Willst du was zu essen?«

»Das ist für den Klaps. Weil ich ungezogen war. Ich nehme es wie ein Mann.«

»Vom alten Pete gibt es keinen Klaps, Kleine.«

Sie ließ die Hand, wo sie war. »Von Dad kriege ich bestimmt einen.«

»Meinetwegen. Mein Dad hätte mir auch einen verpasst.« Er berührte ihre Handfläche mit einem Finger, damit sie sie herunternahm. »Kann nicht behaupten, dass mir das viel genützt hätte.«

Sie saßen eine Weile da. Das kleine Mädchen schleckte den Tee aus wie eine Kragenechse, während die Grillen das Knistern des Feuers nachahmten. Sie musterte das Lager und schnupperte ab und zu, um sich einen genaueren Eindruck zu verschaffen – vom Rauch, von dem Waffenöl, dem Geruch nach Petroleum.

Irgendwann nahm Pete ihr den erkalteten Becher ab. »Na schön. Was hältst du davon, wenn ich dich zu deinen Eltern zurückbringe? Die machen sich bestimmt schon Sorgen.«

»Was haben Sie sich vorhin durch das Fernglas angeguckt?«

»Nur den Mond.«

»Warum?«

Er neigte den Kopf, als wolle er sagen: *Sieh selbst*, nahm das Fernglas und reichte es ihr.

Rose staunte mit offenem Mund. »Aber da ... da sind ja Löcher drin.«

»Krater.«

»Und ein dunkleres Stück an der Seite.«

»Ja. Heute Abend ist zunehmender Dreiviertelmond, deshalb ist der dunkle Teil recht klein.«

»Wie, drei Viertel?«

Pete schüttete den Bodensatz seines Tees aus. »Lass uns eine Abmachung treffen. Ich erzähle dir vom Mond, wenn du mir dafür versprichst, dass wir dich gleich danach zurückbringen. Und dass du ab sofort nicht mehr von zu Hause wegläufst, bis du«, er überlegte kurz, hielt sich dann eine Hand an die Schulter, »so groß bist. Okay?«

Anschließend erklärte Pete dem Mädchen die verschiedenen Phasen des Mondes, wie er zu- und abnahm und dass man von der Erde aus immer nur eine Seite des Mondes sehen kann, da er sich ungefähr genauso schnell um die eigene Achse dreht wie die Erde.

»Aber was ist denn auf der *anderen* Seite?«

Er dachte einen Moment nach. »Ich schätze mal, das geht nur den Mond was an, Rosie. Dafür, wie hell er auf uns scheint, spielt das keine Rolle.«

In einer besonders warmen Dezembernacht geht Pete Peachey hinunter zum Bach und wäscht sich das Blut von den Händen. Das Wasser ist so kalt wie die Toten und genauso regungslos. Nachdem seine Finger die klebrigen roten Flecken los sind, wandern sie zu den Knöpfen seines Flanellhemds, das über und über von Staub bedeckt ist und nach Kängurublut, Schweiß und drei Tagen in der Wildnis stinkt.

Er befühlt jeden einzelnen Knopf und zählt sie stumm, während er sie öffnet, dann streift er das Hemd ab. Seine Stiefel machen *Fft*, als er sie auszieht, danach kommen die dicken Wollsocken dran. Die Schnalle klickt, als er den Gürtel öffnet und die Hose herunterlässt. Die Unterhose ist nicht mehr weiß, sondern rostrot, trotzdem leuchtet sie im Mondschein, bis auch sie abgestreift wird. Um die Sturmlaterne flattern jetzt Motten und Käfer und prallen immer wieder gegen das glühend heiße Glas. Er greift in eine Tabakdose, nimmt ein Stück Kernseife heraus und watet in den Bach.

Er taucht sie ins Wasser und fängt an, sich damit abzureiben, aber nicht so energisch und kräftig, wie er sich im Haupthaus die Hände wäscht, sondern mit sanften, versonnenen Bewegungen. Begleitet vom eindringlichen Zirpen der Grillen, seift er jeden Quadratzentimeter seines Körpers ein. Mit jeder Handbewegung wäscht

er den Blick in den Augen des Kängurus fort, das Geräusch, als er ihm die Haut von den Muskeln gerissen hat, das laute Knacken, als er ihm die Beine gebrochen hat, damit sie beim Transport weniger Platz benötigen. Ebenso den Anblick des Jungtiers, das er aus dem Beutel der toten Mutter gezogen und das bläulich geschimmert hat, weil es noch kein Fell hatte.

Als er sich hinsetzt, um sich die Füße zu waschen, spürt seine Hand noch immer das Gewicht der winzigen Kreatur, deren Kopf er auf den felsigen Boden geschlagen hat. Bilder von ganz anderem Blut und anderer abgerissener Haut flackern auf, Erinnerungen aus einer früheren Zeit. Doch dann verschwinden sie wieder. »Vergeben, vergessen«, flüstert er.

Während er mit der Seife über die Konturen seiner Nase, seiner Stirn und seines stoppeligen Kinns fährt, liest er seine eigenen Gesichtszüge wie Blindenschrift. Wie sich das wohl für eine Frau anfühlen möchte? Sein dünnes Haar ist verkrustet von Staub und Schweiß, und er taucht den Kopf unter Wasser, das so kalt ist, dass er eine Gänsehaut bekommt. Mit kräftigen, geschickten Fingern wäscht er sich die vielen Kilometer und Stunden ab. Jetzt ist er gereinigt. Geläutert.

Er steigt aus dem Wasser, trocknet sich ab, schlüpft in die Stiefel und schürt das Feuer, auf dem der Kessel schon fast für einen Tee bereit ist. Die schmutzige Kleidung liegt ordentlich zusammengelegt neben dem Falthocker, die Gewehre stehen in Reih und Glied vor dem Zelt. Er leert eine Dose Bohnen in den kampferprobten Kochtopf und stellt ihn aufs Feuer, kocht nebenbei den Tee. Er hat es nicht eilig. Er betrachtet den Seesack am Rande der Finsternis, schaut nach den Bohnen und röhrt sie um. Er genießt das Gefühl der frischen Luft auf der sauberen Haut.

Nach dem Essen baut er das alte Grammophon auf, das im Schatten auf ihn gewartet hat, und pustet den Staub von einer Schellackplatte. Es ist eine von vielen, die er im Laufe der Jahre von diversen

Farmern geerbt hat, die nicht schnell genug auf Radiogramme und Langspielplatten umsteigen konnten. Er dreht die Kurbel. Die klare, helle Stimme von Nellie Melba singt »*Il dolce suono*«, und er greift nach dem Seesack. Als er eben nackt dasaß, ist es ihm nicht in den Sinn gekommen, sich umzusehen, schließlich ist hier im Umkreis von weiß Gott wie vielen Kilometern kein Mensch. Doch als er jetzt das Seil löst, mit dem der Sack zugebunden ist, schaut er sich verstohlen um und lauscht auf menschliche Geräusche. Nichts. Er greift hinein und holt einen Spiegel heraus. Einen Moment lang betrachtet er die grauen Bartstoppeln. Die Narbe auf der Oberlippe ist mit der Zeit verblasst.

Seine Wangenknochen verlaufen schräg unter den Falten, die sie durchkreuzen. Er legt den Spiegel auf seinen Schoß und holt eine Haarbürste heraus, um sich das feuchte Haar aus dem Gesicht zu kämmen. Dann wühlt er, ohne hineinzusehen, im Sack herum, bis er findet, wonach er gesucht hat. Er schaut sich erneut um und zieht etwas Purpurrotes heraus, während die längst verstorbene Sängerin ihm verspricht: »*Del ciel clemente un riso la vita a noi sarà* – Ein Lächeln vom gütigen Himmel wird das Leben für uns sein.«

»Uns« bedeutet jedes Mal etwas anderes, denkt er und streichelt die Seide in seinen Händen.

5

Der Fahrer des Postautos, der den Unfall zufällig entdeckte, kam nur ungefähr einmal die Woche nach Meredith Downs, mitunter sogar noch seltener, wenn ein Buschbrand oder eine Überschwemmung die Straßen blockierte. Seit 1950 war Sneaky Snook als Postbote auf dieser Route tätig. Er hieß eigentlich William und wurde von allen Billy genannt, bis er mit sieben Jahren in einen Vorfall mit ein paar Böllern verwickelt war, der ihm den Spitznamen »Sneaky« einbrachte. Seitdem nannte ihn jeder so, sogar seine eigene Mutter. Sein Hütehund Lightning saß stets mit im Wagen, so hatte er auf der sechshundertfünfzig Kilometer langen Rundfahrt immer jemanden zum Reden. Der Blue Heeler war tadellos erzogen – manche Leute meinten sogar, er habe bessere Tischmanieren als sein Herrchen. Außerdem war es praktisch, ihn dabeizuhaben, etwa wenn sie unterwegs Rast machten und ihnen eine Schlange zu nahe kam. Als Welpe war der Hund in eine Dingofalle geraten und hatte ein Bein verloren, aber Sneaky hatte sich da bereits an den Namen gewöhnt und es nicht übers Herz gebracht, Lightning umzutaufen.

Sneaky hatte glattes sandfarbenes Haar und eidechsentrückene Hände, bei denen die Haut das Nagelbett hochwuchs. Seine Nase war knollig, die ledrigen Wangen überzog ein Netz aus violetten Äderchen, und seine Lunge pfiff, wenn er lachte, besonders, wenn er gerade rauchte. Ein Bein war zwei Zentimeter kürzer als das andere, weshalb er meistens seine »Tanzschuhe« trug, wie er sie nannte, bei denen eine Sohle erhöht war, damit er nicht hinkte.

Sein ständiger Appetit auf Schmalzbrote hatte ihm einen mächtigen Bauch beschert, mit dem er gerade eben hinters Lenkrad passte,

und seine Vorliebe für Swan Lager war da auch nicht gerade hilfreich. Die Oberhemden spannten an den Knopfleisten, denn als Optimist glaubte Sneaky fest daran, dass er nächste Woche, nächsten Monat oder nächstes Jahr weniger Bier trinken und dann endlich seine Knie wiedersehen würde. Allein deshalb sah er keinen Grund, ein Flanellhemd wegzwerfen, das noch fast neu war. Nach unzähligen Drinks konnte man ihn manchmal dazu überreden, dass er auf den Zähnen mit einem Bleistift oder einer .303-Patrone – je nachdem, was gerade zur Hand war – die Ouvertüre von *Wilhelm Tell* klopfte. Manchmal, wohlgemerkt. Und auch nur, wenn er sein Gegenüber mochte.

Für viele Leute war Sneaky die einzige Anlaufstelle, um nach Meredith Downs oder von dort wieder wegzukommen. Wann immer es ging, fuhren neue Farmarbeiter im Postauto mit, und er brachte diejenigen, die entlassen worden waren, zurück in die Stadt. Er hatte die Gabe, sich mit jedem über alles Mögliche zu unterhalten, und warf zwischendurch immer wieder Äußerungen ein wie: »Was Sie nicht sagen!«, oder: »Da sind Sie wohl ein richtiger Experte, was?«. Seine Fahrgäste fühlten sich dann selbstbewusster und bedeutender, wenn sie am Zielort ankamen.

In dieser Hinsicht war Sneaky das genaue Gegenteil des Kängurujägers Pete Peachey. Im Gegensatz zur Plaudertasche Sneaky bestand Peacheys Gabe darin, Unterhaltungen zu vermeiden – manchmal sprach er tagelang kein Wort. Aber wann immer sich ihre Wege kreuzten, verstanden die beiden sich gut. Sneaky plauderte gerne, und Pete Peachey ließ ihn gewähren.

Sneaky war *im Dienste Seiner* (und später dann *Ihrer*) *Majestät* unterwegs – so stand es jedenfalls auf den Briefumschlägen der Regierung – und fühlte sich dem Königshaus gegenüber persönlich verpflichtet, die ihm ausgehändigte Korrespondenz vertraulich zu behandeln. Zwar plauschte er mit den Leuten, denen er unterwegs begegnete, über dies und jenes, zum Beispiel darüber, ob auf der

Nachbarfarm endlich das neue Baby zur Welt gekommen war, wie sehr es geregnet hatte oder in welch fürchterlichem Zustand die Straße war, aber das war auch schon alles. Nie trug er irgendwelchen Klatsch und Tratsch weiter. Was allerdings nicht heißen soll, dass er nicht hier und da etwas mitbekam. Aber davon berichtete er höchstens Lightning, während sie unterwegs waren. Der Hund hörte ihm aufmerksam zu, hechelte dann und wann oder legte ihm als Reaktion eine Pfote auf die Schulter. Dann kehrte Sneaky wieder zu seinen Tagträumen zurück, dachte an Pastete mit Steak und Nierchen oder an Hefeklöße mit hellem Sirup, und auf den nächsten Kilometern knurrte sein Magen vor sich hin.

Für Pete Peachey war es das Einfachste, wenn er sich seine Post nach Meredith Downs schicken ließ. Im Grunde hatte er sonst keine Adresse. Den Tabak und andere Vorräte bezog er aus den Geschäften auf dem Gelände. Dort durfte er anschreiben lassen und beglich seine Rechnung, wenn mal wieder die Bezahlung für die Felle anstand. Manche Dinge bekam er allerdings nur über den Versandhandel. Alle paar Monate brachte Sneaky ihm ein, zwei Pakete vorbei, etwa von Boans, Ahern's oder der Sattlerei Bates in Perth. Der Kängurujäger erzählte ihm, dort sei die Arbeitskleidung billiger. Manchmal kamen für ihn auch Pakete aus Sydney oder Melbourne an, einmal sogar eines aus Frankreich. Als Rose wissen wollte, was in dem Paket war, das jemand aus dem fernen Europa geschickt hatte, sagte er nur: »Ich löse dir mit Wasserdampf die Briefmarken ab und bringe sie dir mit, wenn ich das nächste Mal vorbeikomme.«

An jenem Tag, als Rose MacBride ihm mutig ihren ersten Besuch abgestattet hatte, schloss Pete Peachey die kleine Ausreißerin, die so großes Interesse am Mond gehabt hatte, ins Herz. Sie freute sich im-

mer, wenn er zu Besuch kam, und wenn er sich mit ihr unterhielt, hatte sie das Gefühl, dass sie schon groß war. Er brachte ihr bei, wie man die Fährten wilder Tiere liest, wie man einen Dingo von einem verwilderten Haushund unterscheidet und wo am Himmel man die verschiedenen Sternbilder und die Milchstraße sehen kann. Er zeigte ihr, wie man eine .25/20-Patrone auseinanderbaut, erklärte ihr, was der Unterschied zwischen Shantung-Seide und Taft ist und woran sie bei den Schellackplatten auf seinem Grammophon erkennen konnte, wann ein Alt sang und wann ein Sopran. Mal brachte er ihr eine wunderschöne Feder mit, die ein seltener Papagei verloren hatte, mal eine außergewöhnliche Blume. Er kaufte ihr Haarbänder, die sie zu ihrer Sammlung in der Porzellanschale auf ihrem Toilettentisch legte. Wenn die Sonne darauf schien, leuchteten die blauen, roten und grünen Bänder aus Satin, Samt oder Rips. »Du musst in deinem Herzen immer einen Platz für die schönen Dinge haben«, sagte Pete zu ihr. »Das Schöne hilft dir, schlimme Zeiten zu überstehen.«

Ganz am Anfang sprach Lorna Phil einmal darauf an, dass Rose so viel Zeit mit einem erwachsenen Mann verbrachte, der noch dazu ein Einzelgänger war. Doch Phil sagte nur: »Pete Peachey würde ich mein Leben anvertrauen«, und damit war das Thema ein für alle Mal vom Tisch.

Phil, Lorna und sogar Warren hatten den »Großangriff« auf die Sydney Harbour Bridge bald vergessen, Rose dagegen, die dafür einen Klaps auf den Hintern bekommen und ihrem älteren Bruder als »Kriegsentschädigung« ein wenig von ihrem Geburtstagsgeld hatte abgeben müssen, wurmte die Sache immer noch.

Wer Mist gebaut hatte, musste dafür geradestehen, schön und gut. Dennoch war es unfair, fand sie. Es war unfair, dass Warren immer das Sagen hatte. Es war unfair, dass er einen ganzen Mec-

cano-Baukasten für sich allein hatte. Und es war unfair, dass er mit Pete Peachey auf die Jagd gehen durfte, sie aber nicht.

Was nützte es, zuzugeben, dass sie die blöde Brücke kaputtgemacht hatte, wenn sie dann trotzdem dafür bestraft wurde? Wochenlang grübelte sie darüber nach und beschloss am Ende, nie wieder die Schuld auf sich zu nehmen, egal, wofür.

So kam es, dass sie ein spezielles Ritual entwickelte, eine Zeremonie, die sie für den Rest ihres Lebens beibehalten sollte.

Sie hatte schon einige Monate daran gefeilt, ihre Methode zu perfektionieren, als sie beschloss, den damals knapp siebenjährigen Matt in ihr Geheimnis einzuweihen.

»Du schreibst es einfach auf, zündest es mit einem Streichholz an, und weg ist es. Das ist Zauberei.«

»Getan hast du das ja trotzdem«, sagte Matt. »Du hast Mamas Halskette kaputtgemacht.«

»Stimmt, aber das weiß sie ja nicht. Und du musst es ihr nicht verraten. Du darfst es ihr nicht verraten. Ich habe es soeben wegzaubert, und alles ist davongewehrt.«

Falls es da wirklich etwas zu verstehen gab, kam Matt nicht dahinter. Er kniff die Augen zusammen, um schärfer sehen zu können. Rosie saß neben ihm auf dem alten Zitroneneukalyptusbaum und ließ so heftig die Beine baumeln, dass der Ast bedenklich wackelte.

»So ist das. Wenn du groß bist, weißt du, was ich meine.«

Als er sagte, dass sie doof sei, weil das nicht stimme und sie sehr wohl die Kette kaputtgemacht habe und deshalb sehr wohl Ärger bekommen werde, zupfte sie einen Knoten aus ihrem langen, glatten Haar und sagte: »Krieg ich nicht.«

»Wieso?«

»Weil du mich ganz bestimmt nicht verpfeifst. Ich setze mich immer für dich ein. Ich habe Warren auch nicht verraten, dass du dir neulich in die Hose gemacht hast.«

Matt wurde ganz rot im Gesicht, und sie sagte ihm, er sei noch zu klein, um das alles zu verstehen. »Nichts ist für immer, wenn du nicht willst. Alles dauert immer nur so lange, bis du dafür sorgst, dass es weggeht.«

»Bist du blöd? Das sind doch bloß Worte. Das bedeutet gar nichts.«

»Wenn du mir nicht glaubst, versuch's doch einfach mal. Schreib etwas auf, von dem du willst, dass es weggeht.« Sie löste den kleinen Notizblock von dem Band, das sie um den Hals trug, und reichte ihn ihrem Bruder zusammen mit einem Bleistiftstummel.

»Du bist bescheuert«, sagte Matt.

»Und du hast *Schiss*.«

»Hab ich nicht! Ich bin bloß nicht bescheuert.«

»Ich wette, du hast zu viel *Schiss*, um aufzuschreiben, was du angestellst hast«, sagte Rosie und flötete weiter: »Matty ist ein Angsthase, Matty ist ein Angsthase.«

Er boxte sie gegen die Schulter. Sie boxte fester zurück. Dann herrschte Stille. Rosie streckte die Hand aus, damit er ihr den Notizblock zurückgab. »Du bist eben noch zu klein.«

Matt beäugte den Block. »Und das klappt wirklich?«

»Bei mir schon«, sagte sie. »Jedes Mal.«

Also schrieb Matt in so kleiner und sauberer Schrift, wie er es auf einem schwankenden Ast in luftiger Höhe zustande brachte: »Ich habe mir in die Hose gemacht, als ich Angst hatte.«

»Jetzt unterschreiben.« Sie stupste ihn so heftig an, dass er nach dem Ast griff. »Sonst geht es nicht.«

Er unterschrieb.

Sie reichte ihm das Messingfeuerzeug, das ihr seit einer Weile gehörte (ungefähr seit einem der Schafscherer seines auf mysteriöse Weise abhandengekommen war und er einen Hilfsarbeiter des Diebstahls beschuldigt hatte). »Jetzt zündest du es an, sagst: ›Trotf, trotf, trotf‹ und wirfst es in die Luft.«

»Was?«

Sie seufzte: »Das heißtt ›Fort, fort, fort‹, nur rückwärts, du Dummerchen.«

»Was, wenn es ein Feuer gibt?«

»Dann denkt eh keiner mehr dran, dass du dir in die Hose gemacht hast.«

Als das Papier brannte, fühlte sich Matt erleichtert. Die Erinnerung, für die er sich so sehr geschämt hatte, erschien ihm plötzlich urkomisch, als wäre es Absicht gewesen, ein Streich. Einen Moment lang war ihm das Ganze genauso egal wie die Achterreihe im kleinen Einmaleins.

Mädchen waren seltsam. Vielleicht war auch nur Rosie seltsam. Er kannte sonst keine Mädchen. *Trof, trof, trof.* Die Worte schwirrten ihm im Kopf herum, und er verwahrte sie an einem sicheren Ort. Gut möglich, dass er sie irgendwann noch einmal brauchte.

6

Auf Meredith Downs gab es für die Kinder der MacBrides viele Orte, wo sie spielen konnten. Anfangs war die Schaukel hinter dem Haupthaus die große Attraktion, und als sie größer wurden, gab es jede Menge ungenutzte Schuppen, die sich zu Spielhäusern umfunktionieren ließen. Uralte verlassene Hütten und verrostete Autos waren ideal, um »Urväterzeit« zu spielen, und besonders beliebt waren Wasserlöcher und Bäche, wenn sie ausnahmsweise Wasser enthielten. Doch der absolute Lieblingsort von Lornas drei Kindern war der ehemalige Schacht der Proserpine-Mine.

Auf den ersten Blick wirkte er ganz harmlos: ein Spalt im felsigen Boden, in einiger Entfernung von rostigem Stacheldraht umgeben, dessen vier Reihen so schlaff herunterhingen, dass sie eher ein Mahnmal für einen ehemaligen Zaun darstellten als eine echte Barriere. Auf der Erde lag ein ramponiertes Schild, auf das jemand vor Jahren »Gefahr! Zutritt verboten!« gepinselt hatte. In der Sonne war die Schrift fast komplett verblasst. Ganze Generationen von MacBride-Nachwuchs, der von den Eltern vor der Mine gewarnt worden war, hatten die Anweisung geflissentlich ignoriert, bis sie alt genug waren, um ihren eigenen Kindern das Betreten der Mine zu verbieten, nur um ebenfalls ignoriert zu werden.

Herbert, der Jüngste Sohn von Alfred MacBride, hatte Ende des neunzehnten Jahrhunderts darauf Anspruch erhoben und die Tantalitmine mit Namen Proserpine eröffnet. Er errichtete einen Grubeneingang, ein Verwaltungsgebäude und ein paar Wellblechhütten sowie Baracken für die Arbeiter. Doch die Ausbeute wurde schnell

weniger, der Tantalitpreis fiel, und Jahrzehnte später waren nur noch die steinernen Einfassungen der Böden und ein oder zwei vor sich hin bröckelnde Schornsteine übrig.

Die Kinder ritten auf ihren Pferden zur Mine und kletterten den Schacht hinunter, indem sie die Holzschwellen als Halt nutzten. Sie leuchteten mit ihren Taschenlampen, brüllten und sangen lauthals, begeistert vom Echo. Manchmal jagte Warren ihnen Angst ein mit seinen Geschichten über Gespenster, die in der Tiefe lebten, oder über die Geister jener Bergleute, die dort unten verschüttet worden waren.

Dieser düstere, kühle Schacht war Aladins Höhle, ein Schützengraben an der Somme, Blaubarts Burg oder ein ferner Planet. Wenn sie Cowboys spielten oder Angriff auf die Deutschen, endete das meistens im Nahkampf. Die elfjährige Rose besiegte Matt im Ringen mühelos, aber Warren war zu stark für sie. Zu jener Zeit verpasste er ihr den Spitznamen »Bliss«. Zunächst freute sie sich darüber, doch dann kicherte er und verriet ihr, dass es eine Abkürzung für *ugly blister* sei, denn genau das sei sie, eine hässliche Blase, außerdem reime es sich wunderbar auf *sister*. Trotzdem blieb »Bliss« an ihr kleben.

Es gab eine unumstößliche Regel: Rose musste immer einen Jungen spielen (und ihre Brüder durften auf keinen Fall Mädchen sein). Wenn sie doch einmal eine Prinzessin oder Fee sein wollte, gab Warren ein Geräusch von sich, als müsse er sich übergeben, bevor er wieder mit seinem Maschinengewehrstock auf sie anlegte. Manchmal rächte sie sich, indem sie ihm einen Kuss ins Gesicht drückte und rief: »Mädchenbazillen! Mädchenbazillen!« Dann jagte Warren hinter ihr her, riss sie zu Boden, setzte sich auf sie und ließ einen Spuckefaden so weit aus dem Mund hängen, bis er fast ihr Gesicht berührte, um ihn dann wieder einzusaugen. Wenn Rose Matt Mädchenbazillen verpasste, rieb er sich nur angeekelt die Wange und kitzelte sie durch, bis sie sich entschuldigte.

Die drei MacBride-Kinder spielten, rauften und wuchsen heran, bis quasi über Nacht das Jahr 1948 kam und Warren mit seinen fast dreizehn Jahren von zu Hause wegging, um wie schon sein Vater und sein Großvater das Scotch College in Perth zu besuchen. Die meisten Kinder von Farmbesitzern gingen in der Stadt auf ein Internat, da nur einige wenige nahe genug an der Stadt wohnten, um daheim schlafen zu können. Für alle anderen blieb nur der Fernunterricht.

Als Rose zwei Jahre später alt genug war, wurde sie auf dem St. Margaret's Ladies' College angemeldet. Sie entwickelte bereits eine »ansehnliche Figur«, wie ihre Mutter es nannte, und als sie für die schulfreien Monate rund um Weihnachten auf die Farm zurückkehrte, konnte sich Warren seine Kommentare nicht verkneifen, wie Rose ihr Haar tragen solle und ob ein bestimmtes Kleid sie »billig« oder »schlampig« aussehen ließ.

An Silvester 1951, einem der seltenen Abende, an denen Lorna und Phil ausgingen und auf einer Party bei Charlie und Maudie Knapp waren, spitzte sich die Situation zu. Rose hatte den ganzen Nachmittag über zu ihrer einzigen Patti-Page-Platte getanzt, während Matt auf dem Fußboden in der Stube etwas aus Warrens altem Meccano-Kasten zusammengebaut hatte. Ab und zu zog ihn seine Schwester auf die Füße, damit er ihr half, einige Drehungen zu üben. Als sie mitsang, brüllte Warren aus seinem Zimmer, sie solle gefälligst ihre »blöde Klappe halten«, doch Rose drehte die Lautstärke auf und sang noch lauter. »Ich muss für das Internatsfest im nächsten Schuljahr üben«, rief sie Matt zu, obwohl er nur eine Handbreit von ihr entfernt stand. Wie von Rose beabsichtigt, stürmte Warren herein, doch statt wieder zu brüllen, riss er die Platte vom Teller und hielt sie sich hoch über den Kopf, sodass sie nicht herankam. »Du kannst sie wiederhaben, wenn die Schule losgeht. Wenn du versuchst, sie dir vorher zu holen, werfe ich sie in die Jauchegrube.«

Eine Stunde später erschien Rose in der Küche. Sie trug Lippenstift und Wimperntusche und hatte ihre Oberweite auf nicht gerade dezente Art und Weise mit einem Paar Socken vergrößert. »Wie sehe ich aus, Bubba?«, fragte sie und drehte Warren dabei den Rücken zu.

Sie musste fast grinsen, als ihr älterer Bruder sie ausschimpfte: »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass du in dieser Aufmachung vor die Tür darfst?«

»Ich ziehe an, was ich will.«

»Wenn alle dich für ein Flittchen halten sollen, nur zu. Aber dann heul dich hinterher nicht bei mir aus.«

Obwohl sie Warren trat und biss, gelang es ihm, sie ins Badezimmer zu zerren. Er hielt sie über dem Waschbecken fest und schrubpte ihr mit einem Lappen die Schminke aus dem Gesicht. »Meine Schwester läuft nicht wie eine Schlampe rum! Du machst bloß die ganzen Kerle verrückt!«

Sie boxte ihn, so fest sie konnte, in den Bauch. Daraufhin packte er mit beiden Händen ihren Bizeps und zischte sie mit zusammengepressten Lippen an: »Wenn du wüsstest, wie die auf dem Scotch über dich reden.«

Später tauchte Matt in ihrem Zimmer auf. Er hatte seine Geschwister miteinander kämpfen sehen, aber nicht gewusst, ob und wie er hätte eingreifen sollen. »Alles in Ordnung, Bliss?«

»Ja, ja.«

»Willst du eine Runde spielen?« Er hielt ihr eine Tüte mit Murmeln hin. »Ich hab zwei neue Tombowler.«

»Nein danke, Bubba.«

»Warum hat er das getan?«

Rose sah ihren kleinen Bruder an, dessen spillerigen Arme und Beine aus einem viel zu großen Hemd hervorlugten, das er von Warren auftrug. »Das ist ... Erwachsenenkram. Verstehst du nicht.«

»Aha«, sagte Matt und legte eine Hand auf seinen Ellbogen.
»Keine Sorge. Wenn er deine Platte in die Jauchegrube schmeißt,
hole ich sie dir wieder raus.«

Er saß in der Stube vor der Standuhr, die sie Old Wally nannten, und versuchte, sich an so viele Silvester zu erinnern, wie ihm einfießen. Er durfte an dem Abend immer bis Mitternacht aufbleiben, aber meistens schlief er irgendwann auf dem Sofa ein und wurde erst kurz vor zwölf von den anderen geweckt. Nachdem die Uhr neun Mal geschlagen hatte, machte er sich auf die Suche nach Warren. Der saß in der Küche und las in einem Dick-Tracy-Comic.

Matt verschränkte die Arme. »Sag mal, wie reden die auf dem Scotch denn über Rosie?«

Warren warf ihm einen eisigen Blick zu. Dann klappte er den Comic zu und schob ihn über den Tisch. »Bitte schön. Ein verspätetes Weihnachtsgeschenk.«

Matt kam 1953 mit dreizehn Jahren auf das Scotch College, ein Jahr nachdem Warren dort seinen Abschluss gemacht hatte. Er war also völlig auf sich allein gestellt.

Für Matt war es so ungewohnt, von hunderten anderen Kindern umgeben zu sein, dass er völlig überwältigt war. Für die Jungen aus dem Weizengürtel oder dem Süden, die in der Nähe einer Stadt wohnten, war das nicht weiter schlimm. Für die Jungen von den Viehfarmen sah das dagegen anders aus: Je abgelegener ihr Zuhause war, desto schwerer fiel es ihnen, sich an so viele Gleichaltrige zu gewöhnen.

Mit Hughie »Humpty« Dumpton, dessen Familie eine der größten Schaffarmen in der Nullarbor-Ebene besaß, freundete Matt sich an, als sie unabhängig voneinander beschlossen, in den Pausen ans anderen Ende des Kricket-Felds zu marschieren, um der üblichen

Lawine an sozialer Interaktion zu entgehen. Irgendwann fingen sie an, sich zu unterhalten, ein paar Worte hier und da über Wollmengen oder das Eintreiben. Wenn sie von den zu Hause zurückgelassenen Pferden und Hunden erzählten, mussten sie einander nicht erklären, wie traurig es sie machte, die Tiere nicht mehr jeden Tag um sich zu haben. Ihre gemeinsame Vorliebe für Kicket besiegelte ihre Freundschaft, und bald waren die beiden unzertrennlich.

Humpty war selbst schuld an seinem Spitznamen. Er nannte seine Mutter ständig eine »alte Glucke«, woraus Matt schlussfolgerte, dass er dann ja wohl ein Ei sei. Eine Zeit lang nannten sie ihn deshalb *egg*, bis irgendwem der Kinderreim über Humpty Dumpty einfiel, das Ei, das von der Mauer fällt, und so wurde aus ihm schließlich »Humpty« Dumpton. Rein äußerlich war er alles andere als eiförmig, Humpty, der Blitz vom Kicket-Feld – niemand konnte sich daran erinnern, dass die Schule jemals einen schnelleren Bowler gehabt hatte.

Im November 1953 durften Matt und Humpty zum WACA Ground in Perth fahren, um sich das Sheffield-Shield-Match von Westaustralien gegen Südaustralien anzusehen. In dem alten grünen Bus vom Metropolitan Transport Trust, der am Sonntagnachmittag vom Kicket-Stadion zurück zum Internat tuckerte, war es heiß und stickig, und vom Schweiß klebten ihnen die Hemden am Rücken, aber sie waren immer noch ganz aufgereggt.

Als sie am Swan River entlangfuhren, verkündete Humpty: »Ich habe schon mein ganzes Leben durchgeplant. Von jetzt bis neunzig. Wie Dominosteine.«

Matt lachte.

»Nee, hör zu.« Humpty klang nicht angeberisch, sondern einfach nur überzeugt von sich. »Wenn ich sechzehn bin, werde ich Kapitän der Schulmannschaft.«

»Mit sechzehn? Wenn's weiter nichts ist.«

»Barney Jackson war in dem Alter auch schon Kapitän.«

»Das war neunzehnhundertsieben«, betonte Matt. »Und später wurde er Kapitän von WA.«

»Das bringt mich zu meinem nächsten Schritt: für WA spielen. Danach Sheffield Shield. Dann die Nationalmannschaft und schließlich gegen England gewinnen.« Humptys Grinsen wurde immer breiter.

»War's das? Mannomann, du redest vielleicht einen Blödsinn.«

»Ich ziehe mich genau rechtzeitig vom Cricket zurück, sodass mir mein Vater auf Corella Ridge die Zügel übergibt. Da lebe ich dann als Gentleman und Grundbesitzer auf meiner Farm, und mit vierundneunzig Jahren und drei Monaten gebe ich den Löffel ab.«

»Wieso die drei Monate?«

»Na ja, einen Monat mehr als mein Uropa. Ein Mann sollte immer ein Ziel vor Augen haben.«

Sie sahen sich einen Moment lang an, dann gab Matt Humpty einen Klaps auf den Hinterkopf. »Du weißt schon, dass du ein ganz schöner Spinner bist, oder?«

Ohne ein Sekunde zu zögern, zwickte er Matt in den Nacken. »Sonst wäre ich wohl kaum mit dir befreundet.«

Von all ihren Gesprächen war es dieses eine im Bus, das Matt 1955 in den Sinn kam, als er zwei Jahre später zum ersten Mal im Shenton Park Hospital saß, wo Patienten mit Kopf- und Wirbelsäulenverletzungen behandelt wurden. Es war kurz nach den Weihnachtsferien. Drei Monate vorher hatte sich Humpty das Rückenmark gequetscht, als er mit dem Brustkorb auf der Erde gelandet war, um einen Ball zu fangen. Ein einziger Sprung. Ein einziger Fang und, zack, war Humptys Plan von den vierundneunzig Jahren und drei Monaten null und nichtig.

»Ich hab dir ein paar von Mums Honigwaben mitgebracht«, sagte Matt und schob Humpty ein Wachspapier zu. »Sind ein bisschen klebrig.« Er betrachtete die leeren weißen Wände und überlegte, was er als Nächstes sagen sollte. Sonst begann er immer mit einer Bemerkung über Kicket.

»Scheiße noch mal, Humpty Dumpty ist verdammt tief gefallen, was?«, rief sein Freund und lachte halbherzig. »Siehste, ich war schneller.«

Matt war geschockt. Darüber, dass sein Freund fluchte, was sie eher selten taten. Darüber, dass seine Stimme ungewohnt verbittert klang. Darüber, dass Hughie Dumpton – urplötzlich – erwachsen geworden war. Er war kein Kind mehr. Matt ertappte sich dabei, wie er seinen Freund einfach nur anstarrte und seine Augen feucht wurden.

»Das bin ich schon gewohnt«, sagte Humpty. »Du solltest mal meine Mutter sehen. Sogar mein Vater. Aber am schlimmsten ist Evie.«

»Die ist doch erst sechs.« Matt hörte seine eigenen Worte wie aus weiter Ferne.

»Willst du mich was fragen? Die ganzen blutigen Details hören?«

Nicht in diesem Tonfall, als würde ihm das alles gar nichts ausmachen. »Du hast ja recht, Egg«, sagte er und wischte sich mit dem Ärmel über Augen und Nase.

»Dad meint, sie wollen die Farm verkaufen. Evie kann sie nicht übernehmen, als Mädchen. Und die Quacksalber hier behaupten, ich brauche jahrelang Physiotherapie oder Korbblechten oder so einen Mist, und dafür muss ich in der Nähe vom Krankenhaus bleiben. So was gibt es bei uns da draußen nicht.«

»Oh.«

»Tja«, sagte Humpty, wickelte die Honigwaben aus, knibbelte etwas von den klebrigen Seiten ab und steckte es sich in den Mund. »Jetzt erzähl doch mal, was ich alles verpasst habe. Wie waren die Ferien? Ärgern Warren und Rosie dich immer noch?«

Matt versuchte zu lächeln. »Nicht mehr als sonst. Hast du von den Bränden gehört?«

»Ja. Habt ihr viel eingebüßt?«

Die beiden Jungen ahmten die mitgehörten Gespräche der Erwachsenen in den Wochen nach den Buschbränden nach, die über den Sommer gewütet hatten. »Wir haben ein paar Hammel verloren«, sagte Matt. »Und einige Zäune waren komplett im Eimer. Bei den Sowerbys in Maundy Creek sind hundert Böcke gestorben. Sie hatten sie schon auf den Laster geladen, um mit ihnen vom Feuer wegzufahren, aber dann wurde der Wind stärker und änderte obendrein die Richtung. Der ganze Laster – *wumm!*« Und dann fügte er hinzu: »Die armen Mistviecher«, denn das waren die Worte, die sein Vater benutzt hatte, als er davon erzählt hatte.

Als die Uhr kurz vor vier anzeigte, sagte Humpty: »Die Besuchszeit ist fast vorbei. War aber schön, dich zu sehen.«

»Dich auch.«

»Meinst du, du magst ... noch mal wiederkommen?«

»Na sicher.«

Humpty nickte vor sich hin und inspizierte das Rad seines Rollstuhls, fuhr mit dem Finger darüber. »Kannst du mir vielleicht einen Gefallen tun? Mir etwas mitbringen?«

»Natürlich. Was du willst.«

»Gut. Echt gut.«

»Was denn?«

»Mein .22er.«

»Was?«

»Es muss nicht meins sein. Du kannst auch eins von euch mitbringen. Vielleicht, wenn du über Ostern nach Hause fährst. Es muss auch nicht unbedingt ein .22er sein. Ich dachte nur, weil es leichter ist als ein .303er.«

»Wofür brauchst du denn ein Gewehr?«

»Wieso, hast du etwa auch eine Pistole? Den alten Armeerevolver deines Vaters? Der wäre noch besser, stimmt.«

»Nein, du Spastiker. Wofür du eine Waffe brauchst, will ich wissen.«

»Selber Spastiker. Na, wofür wohl?«

»Für Zielübungen? Um auf etwas zu schießen?«

»Nicht etwas. Jemanden.«

»Auf wen denn?«

»Na, auf mich, du Trottel! Ich will mich erschießen.« Humpty rollte näher an seinen Freund heran, starrte zu ihm hoch und breitete die Arme aus. »Sieh mich doch mal an! Ich krüppel hier vor mich hin und kacke in einen Beutel. Was soll das denn bitte schön für ein Leben sein?« Sein Gesicht war dunkelrot, die Wangen nass von Tränen. »Du bist mein Freund. Hilf mir gefälligst.«

»Wenn du keine Waffe mitbringst, brauchst du gar nicht wiederzukommen. Nie mehr«, hatte Humpty zu Matt gesagt, als er schon an der Tür war. Nachdem er einen Tag lang hin und her überlegt hatte, berichtete Matt seiner Mutter in einem Brief von seinem Gespräch mit Humpty. Die erzählte es Humptys Mutter, und die meldete es wiederum der Klinik. Matt hatte es getan, weil er nicht ausschließen konnte, dass Humpty auch noch jemand anderen darum bitten würde. Jemanden, der sich weniger um ihn sorgte. Oder mehr.

7

Im Haupthaus von Meredith Downs ist die Stille eine Leinwand, auf der sich jedes Geräusch wie eine Farbe abzeichnet. Der Wind. Eine einzelne Fliege. Das Klappern einer Pfanne. Das ferne Bellen eines Kelpies. Das Knallen einer Fliegengittertür. Hier gibt es kein kontinuierliches Rauschen von Straßenverkehr, kein Stimmengewirr. Jedes Geräusch tritt in Erscheinung, um sein Solo zu geben, und löst sich dann wieder auf in einer Stille, die so vollkommen ist, dass man seinen eigenen Herzschlag in den Ohren wahrnimmt, als wäre er Musik.

Unter all dem hört man – beständig, gleichmäßig, unendlich geduldig – das dumpfe Ticken der verzierten Standuhr in der Stube, die zu der Zeit, als die Rohwolle direkt nach London verkauft wurde und die Farm erstmals ordentliche Erträge erwirtschaftete, eigens von Hewish & Sons in Clerkenwell verschifft wurde.

Aus Gründen, die heute niemand mehr kennt, erhielt die Standuhr bei ihrer Ankunft im Haus den Namen »Old Wally«, und wer an ihr vorbeiging, sprach sie oft direkt an: »Gute Nacht, Wally«, »Frohe Weihnachten, Wally«. Die Männer der MacBrides genehmigten sich gerne einen zusätzlichen Drink »für Old Wally« und verkündeten, da die Uhr keine Anstalten mache, das Glas zu leeren, müssten sie eben aushelfen.

Die erste Mrs MacBride, die im Haupthaus lebte – Alberts Frau Matilda –, war erleichtert, als die Uhr eintraf, denn sie zivilisierte die Zeit, legte den Stunden ein Joch um die Schultern und trieb sie auf geordnete, vorhersehbare Weise voran. Wenn es um Zeitmessung ging, hatte der Busch seine eigenen wilden Regeln. An man-

chen Tagen schien der Wind die Minuten regelrecht anzupeitschen, sodass sie Matilda überrannten und sie atemlos und erschöpft zurückließen. An anderen Tagen dehnte sich die Zeit aus und verharrte wie ein Waran, der Sonne tankt und sich keinen Zentimeter bewegt. Mit der Ankunft von Old Wally war es vorbei mit dieser Unordnung. Die Standuhr belohnte Matilda dafür, dass sie weitere sechzig zermürbende Minuten überstanden hatte, indem sie erst ein zartes, kunstvolles Glockenspiel ertönen ließ, das an das Klirren von feinen Porzellantassen erinnerte, und anschließend mit einem sonoren Bass die volle Stunde verkündete. Zwar hätte man zur Nacht einen Hebel umlegen können, damit die Uhr ihre Etappen lautlos beging, doch Matilda wollte davon nichts wissen. Der Uhrschlag beruhigte sie, und wenn sie davon kurz wach wurde, schlief sie hinterher umso besser, als hätte ihr ein Diener sanft zugemurmelt: »Es ist alles gut, Ma'am.«

Nach Matildas Tod wurde das nächtliche Glockenspiel dann doch zum Schweigen gebracht, was jahrzehntelang so blieb, bis Lorna es in ihrer verzweifelten Einsamkeit wieder einführte.

Während im Haupthaus Old Wallys dumpfes Ticktack dem Leben der MacBrides eine Struktur gab, verrieten draußen auf den Koppeln andere Details, wie die Zeit verging: die Wolle, die auf dem Rücken der Schafe wuchs, die Hörner der Böcke, die sich allmählich krümmten, und die Tage, die erst länger und dann wieder kürzer wurden, als hätten sie sich verschworen, den Menschen ihre Jahre zu stehlen. Ende 1955 ging Warren seinem Vater schon fast drei Jahre zur Hand, seit seinem Schulabschluss. Die Wollpreise stiegen weiter, und Warren geriet gelegentlich mit Phil aneinander, wenn er ihn drängte, Schafe dazuzukaufen, um den Ertrag zu steigern. Sein Vater nahm das bis zu einem gewissen Punkt mit Humor, hörte ihm zu und nickte, doch am Ende sagte er dann immer: »Nun mach mal halblang. Solange ich hier das Sagen habe,

